

A photograph of a forest floor covered in brown pine needles. In the foreground, a large, smooth, grey rock is split vertically down the middle, with a thin, dark, root-like object growing through the crack. The background shows a dense forest of tall, thin trees.

Zerrissenes Herz

Ein Weg durch
Schmerz und Liebe

Sabine Gufler

ATHESIA

Verloren im Schmerz der Trennung

November 2022



Ich folge dem Taxifahrer die Treppe zu meiner Wohnung in Meran hinauf, ich bin so schwach, dass ich ihm kaum folgen kann. Er stellt Taschen und Kartons im Flur ab – den Rest meiner Sachen, die noch bei Mama in St. Leonhard gewesen waren, das, was von unserem gemeinsamen Leben übriggeblieben ist. Die Wohnung ist kalt, und ich muss erst die Heizung einschalten. Ich habe dem Taxifahrer meine Geschichte erzählt; er kennt Mama und mich und ist sehr betroffen. Er berechnet mir nur die Hälfte des üblichen Fahrpreises. Ich fühle mich so fremd in dieser Wohnung, dass ich den dringenden Wunsch habe, Mamas Freundin Anne zu sehen. Sie ist für mich die engste Verbindung zu Mama und hat uns immer Trost und Hoffnung gegeben, auch wenn es nur am Telefon war.

Als ich Anne anrufe, hat sie eigentlich keine Chance, nein zu sagen, denn ich will unbedingt zu ihr. Auf dem Weg zu ihr komme ich am Weihnachtsmarkt vorbei, aber ich habe keinen Blick mehr dafür. Alles ist wie früher: das Karussell, das ich von meinem Badezimmerfenster aus immer bewundert habe, und der große Weihnachtsbaum, geschmückt mit bunten Kugeln. Ich habe all das so sehr geliebt, doch jetzt ist nur noch Schmerz dort, wo früher Freude war. Endlich bei Anne angekommen, lege ich mich auf die Couch. Ich habe so lange nichts mehr gegessen und nicht geschlafen; ich bin am Ende. Mein Körper rebelliert, ich zittere und weine. Anne bringt mir Tee und eine Decke und versucht, mich zu trösten; es erinnert mich an Mamas Fürsorge. Die

Wohnung ist so gemütlich und liebevoll dekoriert, wie Mama es auch tat. Doch ich weiß, diese Geborgenheit ist nicht für mich bestimmt. Das war nur bei Mama so, und es wird nie wieder so sein. Bei dem Gedanken, dass die Wärme nicht mehr da ist, zittere ich erneut und gebe mir die Schuld dafür. Ich erzähle Anne, dass das Heim keinen Kontakt mit mir zulässt und ich keine Chance habe, Mama zurückzuholen.

Und ich gebe mir die Schuld für alles. Anne versucht, mich zu beruhigen, doch ich spüre, dass auch sie Bedenken hat, ob ich nicht vielleicht doch oft überreagiert habe. Aber sie war ja nie dabei. Irgendwann ruft sie meine Halbschwester an, die auch ihre Nichte ist. Wir haben eigentlich nur selten Kontakt, aber irgendwie fühle ich mich mit ihr verbunden und hätte jetzt gerne ihre Nähe. Doch schon an ihrer Stimme erkenne ich Abwehr, und es tut weh, weil ich nicht damit gerechnet habe. Sie gibt mir klar zu verstehen, dass sie mich nicht bei sich haben möchte. Sie rät mir, mich in eine Psychoklinik einweisen zu lassen und Tabletten zu nehmen. Ich kann ihr nicht mehr zuhören und lege auf. Ich habe mein Zuhause und Mama verloren, durch mein eigenes Versagen; ich brauche Wärme und nicht Kälte. Irgendwann hat Anne die Idee, im Heim anzurufen und nach Mama zu fragen. Vielleicht würde sie nicht abgewiesen werden.

Sie hat Glück – sie holen Mama ans Telefon. Vor Aufregung zittere ich, während Anne mit ihr spricht. Mama scheint sich zu freuen, und als Anne mir das Telefon reicht, tut es so gut, ihre Stimme zu hören. Sie ist so glücklich, mich zu hören, und kann kaum fassen, dass ich wirklich am anderen Ende bin. Sie weint, kann vor Tränen kaum sprechen, und sagt, sie habe gehört, ich sei gestorben. Es bricht mir das Herz, denn es tut mir so leid für

sie. Ich weiß, dass der Glaube, ich sei tot, für sie die Hölle gewesen ist, das Ende der Welt. Mama weint immer noch vor Freude und fordert mich auf, etwas zu sagen, damit sie sicher sein kann, dass ich es wirklich bin. Ich erzähle ihr, wie oft ich versucht habe, sie zu erreichen und wie sehr ich darum gekämpft habe, sie zu sehen. Sie erzählt mir, wie sie den ganzen Tag abseits von den anderen gesessen ist und geweint hat.

Sie erzählt, wie die anderen sie fragten, warum sie so weinte, schließlich sei doch bald Weihnachten. Darauf antwortete sie: „Für mich gibt es kein Weihnachten mehr ohne mein Kind.“ Sie berichtet, wie sie mit ihrem Schutzengel geschimpft hatte, weil er sie im Stich ließ, und wie sie verzweifelt versucht hatte, mich mit dem Handy zu erreichen, aber es einfach nicht möglich war. Sie wollte nicht glauben, dass ich wirklich tot sein sollte. Nun freut sie sich so sehr, dass es mir das Herz bricht. Mama sagt, nun wäre doch noch Weihnachten für sie und dass wir einen Weg finden würden, die Feiertage gemeinsam zu verbringen. Sie fügt hinzu, dass uns nun nichts mehr trennen könne – niemals wieder.

Wir versprechen uns das, und ich sage ihr, wie sehr ich sie liebe – vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben. Es fällt mir unendlich schwer, aufzulegen, da ich nicht weiß, ob ich sie wieder erreichen werde. Ihre Zuversicht tut so weh und verstärkt mein Gefühl der Ohnmacht. Mama hat immer an das Gute geglaubt und daran, dass es am Ende immer siegen würde. Oft konnte sie mich davon überzeugen. Ich würde ihr so gerne auch dieses Mal glauben, doch alles Gute scheint für immer zerstört zu sein. Wie soll ich Mama erklären, dass wir keine Chance gegen diese Menschen haben? Sie, die ein Leben lang an das Gute im Menschen geglaubt und jedem in Not geholfen hat – wie soll sie verstehen,

warum sie nicht nach Hause kommen und bei mir sein kann, wenn wir uns beide so sehr danach sehnen?

Ich weiß, dass ich weiterkämpfen werde, doch ich bin mir auch bewusst, dass ich keine Kraft mehr habe. Eigentlich hatte ich gehofft, länger bei Anne bleiben zu können. Doch als ihr Sohn anruft und erfährt, dass ich hier bin, spüre ich, dass er das nicht möchte. Ich höre, wie er sagt, sie solle mir ein Taxi rufen und mich nach Hause schicken. Anne erklärt ihm, dass es mir sehr schlecht geht und dass ich es zu Fuß nicht mehr schaffen kann, in der Hoffnung, dass er mich nach Hause fährt. Doch da ist wieder diese Ablehnung, und es schmerzt. Mir wird erst jetzt richtig bewusst, wie sehr Mama sich in dieser Hinsicht von den anderen unterscheidet und wie viel Wärme sie in eine oft so kalte Welt brachte. Diese Wärme war selbstverständlich, und ihr Verlust trifft mich umso schmerzhafter jetzt, wo ich das Gefühl habe, zu erfrieren. Ich verabschiede mich von Anne, nehme ihre Hand und flehe sie an, mich nicht im Stich zu lassen. Ich sage ihr, dass ich es alleine nicht schaffe. Sie verspricht mir, dass sie für mich da sein wird.

Als ich im Taxi sitze, erinnere ich mich daran, wie ich damals von der Notaufnahme nach Hause zu Mama gefahren bin. Trotz aller Probleme, die mich dorthin gebracht hatten, war ich so froh gewesen, wieder heimkehren zu können, wo Mama auf mich wartete. Jetzt wünsche ich mir das so sehr, doch das Taxi bringt mich in meine leere, kalte Wohnung. Alles dort erscheint mir fremd und leblos. Ich verkrieche mich im Bett und kann immer noch nichts essen. Verzweifelt suche ich unter all den Sachen nach Mamas Schutzengel und halte ihn so fest in der Hand, dass es weh tut. Irgendwann stehe ich auf und schaue aus dem Fens-

ter auf das Lichtermeer des Weihnachtsmarktes. Die Wärme der Lichter schenkt mir ein wenig Hoffnung. Der funkelnde, hell erleuchtete Baum, den ich so geliebt habe, steht in diesem Jahr viel näher an meinem Fenster als sonst. Vielleicht ist das ein gutes Zeichen.

Am nächsten Morgen versuche ich sofort, Mama wieder am Telefon zu erreichen. Ich habe Glück, und wir freuen uns, einander wieder zu hören. Sie erzählt mir, dass sie im Heim Weihnachtskekse gebacken haben und hofft, mir an Weihnachten welche geben zu können. Sie sagt, dass sie mir so gerne ein Geschenk machen würde, aber kein Geld hat und nicht weiß, wie sie welches besorgen könnte. Das macht sie traurig. Ich erfahre, dass auch sie nicht mehr essen mag, und wir versprechen uns, dass wir beide wieder versuchen werden, trotzdem etwas zu uns zu nehmen. Unsere Gespräche geben mir Kraft. Ich mache sogar einen Rundgang auf dem Weihnachtsmarkt und beginne, die Wohnung aufzuräumen. Gegen Abend hören wir uns wieder. Mama erzählt, dass sie sich in die Kapelle bringen ließ, um dort zu beten – für uns, dass wir wieder zusammen sein können. Ich sage ihr, wie sehr ich mir das wünsche, wie sehr ich sie vermisse und dass ich mir die Schuld an allem gebe, dass ich alles falsch gemacht habe.

Sie beginnt zu weinen und sagt, ich solle sofort aufhören, solche Gedanken zu haben. Ich hätte nichts falsch gemacht; wir waren beide krank und am Ende unserer Kräfte und haben dabei oft die Nerven verloren. Unter Tränen erklärt sie, sie liebe mich so sehr, dass sie mir sogar verzeihen könnte, wenn ich sie zum Teufel in die Hölle schicken würde. Ich weiß nicht, ob ich über diese Bemerkung lachen oder weinen soll. Ich weiß, dass sie es

lich eingepackt hatte, im Kühlschrank verstaute und die neuen Kleider in den Schrank hängte. Ich dekorierte die Wohnung mit den hübschen Sachen, die sie im Hotel aussortiert hatte, und versuchte, ein kleines Stück Normalität und Stabilität aus diesen Erinnerungen so lange wie möglich festzuhalten.

Achterbahn der Gefühle

November 2022



Diese Tage, an denen ich auf die endgültige Entscheidung des Sachwalters über Mamas Zukunft warte, ziehen sich endlos hin und sind nervenaufreibend. Es ist eine ständige Achterbahn der Gefühle – Momente voller Hoffnung wechseln sich ab mit Phasen totaler Verzweiflung. Ich kann einfach nicht fassen, dass Mama nicht zu mir nach Hause zurückkehren darf. Jeder im Heim sieht doch, wie sehr sie unter unserer Trennung leidet, und ich kann mir nicht vorstellen, dass dies die Menschen dort kaltlässt. Welchen Sinn sollte es machen, Mama gegen unseren Willen dort festzuhalten? Jeder hier im Dorf kennt und schätzt sie noch aus ihrer Zeit in der Arztpraxis. Sie hat damals so vielen Menschen geholfen, oft weit über das hinaus, was sie hätte tun müssen – einfach, weil sie niemanden leiden sehen konnte und es für sie selbstverständlich war, zu helfen, wo immer sie konnte. Nein, die Menschen würden das jetzt zurückgeben und ihr beistehen. Ich habe dem Sachwalter alles erklärt: wie wichtig diese Entscheidung für mein Leben ist, ein Leben ohne Schuldgefühle, in Frieden mit mir selbst und mit Mama. Und ich habe ihm

versichert, dass wir eine Lösung finden werden – eine Lösung, mit der wir beide leben können.

Aber in meine Hoffnung mischt sich immer wieder diese Verzweiflung, diese überwältigende Ohnmacht, das Unverständnis darüber, wie uns so etwas passieren konnte. Trotz allem, was in letzter Zeit geschehen ist, waren wir immer eine Einheit, eine Symbiose zweier Menschen, die das ganze Leben gemeinsam gemeistert haben – bis hierher. Wir haben immer gedacht, nur der Tod könnte uns trennen, und selbst da waren wir uns nicht sicher, ob es ihm gelingen würde. Doch niemals, wirklich niemals, hätten wir gedacht, dass es Menschen sein würden, die uns auseinanderreißen könnten. Meine Hoffnung, dass Mama zurückkommt, ist so stark, dass ich bei jedem Auto, das draußen hält, aus dem Fenster schaue, in der Erwartung, dass man sie doch noch nach Hause bringt.

Sie fehlt mir so sehr, und ich weiß, wie sehr auch ich ihr fehle. Ich versuche ständig, den telefonischen Kontakt aufrechtzuerhalten, doch es wird immer schwieriger, sie zu erreichen. Ich weiß, sie hat Probleme mit dem neuen Handy, aber da müsste doch jemand sein, der ihr hilft. Wenn ich sie dann erreiche – oder manchmal auch sie mich – sind wir beide aufgeregt und glücklich, die vertraute Stimme zu hören. Für einen Moment scheint alles wieder gut. Wir sagen uns, wie sehr wir uns vermissen, und Mama ist fest davon überzeugt, bald wieder bei mir zu sein. Ich weine, weil ich mir das so sehr wünsche und zugleich furchtbare Angst habe, dass ihre Zuversicht brutal zerstört werden könnte.

Wie sollen wir getrennt voneinander unsere Stärke zurückgewinnen, die doch auf unserem gegenseitigen Halt beruht, um

gegen all das anzukämpfen? Wir machen uns gegenseitig Mut, versprechen uns zu essen, auch wenn wir beide keinen Appetit haben, und versichern uns immer wieder, wie sehr wir uns lieben. Dass all der Streit, der aus dieser schweren Zeit entstanden ist, daran nichts ändern konnte. Ich halte mich an ihren Worten fest und versuche, meine Schuldgefühle zu verdrängen. Mama sagt mir immer wieder, ich solle aufhören, so viel nachzudenken und lieber versuchen, zu schlafen. Das Denken sei ihre Baustelle, sagt sie, sie würde schon eine Lösung finden – wie immer. Fast muss ich über ihre Worte lachen, das ist so typisch für Mama. Doch es macht mich auch unendlich traurig, denn dieses Mal ist alles anders. Am schlimmsten sind die Anrufe, bei denen Mamas Ton nicht funktioniert und sie mich nicht hören kann, während ich höre, wie sie verzweifelt „Hallo“ und meinen Namen ruft. Sie versteht nicht, warum sie mich nicht erreicht, und ich höre sie weinen. Sie legt auf und versucht es immer wieder, oft den ganzen Nachmittag lang.

Ich fühle mich machtlos, schreie innerlich: „Mama, ich bin hier, ich höre dich, bitte beruhige dich – es funktioniert einfach nicht.“ Es ist, als wäre ich in einem Albtraum gefangen, in dem ich die vertraute Stimme höre, die nach mir ruft, ihre Verzweiflung spüre und doch nichts tun kann, um sie zu beruhigen. Ich kann sie nicht erreichen, nicht wissen lassen, dass ich da bin. Diese Ohnmacht spiegelt die ganze unmenschliche Situation wider, wie damals, als ich vor dem Heim stand und Mama hinter dem Fenster war, und wir es nicht schafften, uns mit den Händen zu berühren. Als mein Handy erneut klingelt und Mamas Name auf dem Display erscheint, breche ich im Flur zusammen und kann nicht mehr aufhören, zu weinen.

Am nächsten Tag kann ich sie endlich erreichen; das Telefon funktioniert wieder. Mama ist überglücklich, meine Stimme zu hören, und sie hatte sich solche Sorgen gemacht. Sie schimpft über das blöde Telefon, das sie ständig im Stich lässt. Wir sind beide erleichtert, wieder miteinander reden zu können. Diese Gespräche sind unser einziger Lichtblick in den dunklen, eintönigen Stunden. Ich verspreche ihr, sie am Abend wieder anzurufen. Jedes Mal überkommt mich die Angst und Hilflosigkeit, sie nicht erreichen zu können, aber wir haben auch dieses Mal Glück. Wir reden lange, und ich fühle mich Mama so nahe wie früher, an den Tagen, an denen ich nicht bei ihr war und wir stundenlang telefonierten.

Ich erzähle ihr von meinen quälenden Schuldgefühlen, doch sie will nichts davon hören. „Es ist alles gut“, sagt sie, „hör damit auf. Nichts kann meine Liebe zu dir jemals kleiner machen. An diesem Gedanken darfst du nie zweifeln.“ Ich weine und sage ihr, wie sehr ich sie vermissen und dass ich sie liebe. Mama tröstet mich, tröstet uns beide, indem sie verspricht, dass sie bald wieder bei mir sein wird. „Wir halten jetzt beide unseren Schutzengel fest in der Hand und beten zu ihm. Du wirst sehen, dann wird alles gut. Du musst nur daran glauben“, sagt sie.

Ich spüre, wie ich ruhiger werde, der Druck etwas nachlässt und Zuversicht wie ein kleines Licht die Nacht ein wenig erhellt. Mama sagt den Satz, den sie am Ende jedes unserer Telefonate sagt: „Gute Nacht, mein Schatz, schlaf gut, und wenn etwas ist, dann ruf mich an.“ Es tut so gut, diesen Satz zu hören; er legt sich wie Balsam auf meine wundete Seele. Als ich noch etwas erwidern möchte, wird Mamas Stimme plötzlich nervös. Sie sagt, sie müsse jetzt auflegen, da käme gerade jemand. Ich wundere mich,

aber da ist Mama schon weg, und eine fremde Stimme meldet sich. Ohne sich vorzustellen, beginnt sie, mich zu beschimpfen und meint, ich dürfe Mama nicht solche Dinge sagen. Meine zuvor ruhige, positive Stimmung kippt jäh in tiefe Verletztheit und Wut. Mein Herz rast, und ich fühle mich furchtbar. Wie kann diese Person wissen, was Mama und ich besprochen haben, wo sie doch allein im Zimmer war? Und welches Recht hat sie, zu bestimmen, worüber meine Mama und ich reden dürfen?

Ich wehre mich und sage, dass wir nichts Schlechtes gesagt haben, nur dass wir uns vermissen und uns lieben. Doch anscheinend war genau das der Punkt. Die Frau schreit mich an, ich solle Mama in Ruhe lassen, sie gehöre jetzt zu ihnen und nicht mehr zu mir. Mir kommen die Tränen und ich empfinde tiefe Wut und Hass auf diese Person, die unser so gutes Gespräch und die Zuversicht, die daraus entstanden ist, einfach brutal zunichtemacht. Ich zittere am ganzen Körper und spüre die Kälte der Welt um mich herum. Ich möchte Mama und mich vor dem Erfrieren in dieser kalten Realität retten, möchte mit ihr eine Insel der Wärme bilden, wo es nur Liebe gibt. Doch stattdessen fühle ich nur tiefste Ohnmacht. Niemand hat das Recht, mir zu verbieten, Mama zu sagen, was ich denke und fühle, ihr zu sagen, dass ich sie liebe und vermisse. Ich war mein ganzes Leben lang ehrlich zu ihr und habe niemals etwas verschwiegen, egal wie viel Ärger ich mir damit einhandelte. Genau das hat unsere Beziehung so stark gemacht.

Und dabei wird es bleiben bis zum letzten Tag. Ich hoffe nur, Mama hat all das nicht mithören müssen; ich weiß, wie sehr es ihr wehtun würde, denn sie wüsste genau, wie ich mich jetzt fühle. Sie wollte doch so sehr, dass ich mich beruhige und endlich

angegriffen mein Herz wie mit Messerstichen. Paula verspricht, wieder anzurufen, aber sie wissen nicht, ob der Umzug ins Heim einen weiteren Kontakt überhaupt noch ermöglichen wird. Vielleicht ist dies ein Abschied für immer.

Alte Freundschaft



Mama und Paula kannten sich schon vor meiner Geburt. Sie arbeiteten beide in der Stadt, lernten sich dort irgendwann kennen und wurden schnell unzertrennlich. Paula war ein paar Jahre älter, ging gerne aus und kannte gefühlt die halbe Stadt. Mit ihrer Lebensfreude und Energie steckte sie Mama an, zog sie mit sich, und Mama blühte immer mehr auf. Obwohl sie nach der Arbeit oft müde war, ließ sie sich immer wieder von Paula überreden, doch noch etwas zu unternehmen – und bereute es am Ende nie. Paula wusste genau, wo etwas los war: Sie gingen tanzen oder besuchten Partys, zu denen sie gern eingeladen wurden. Häufig endete der Abend spät in der Nacht mit einem gemeinsamen Essen – manchmal auswärts, manchmal bei Paula, die eine eigene Wohnung hatte. Anfangs schämte sich Mama oft, weil sie nicht so schicke, modische Kleidung besaß, wie die anderen Mädchen und keinen Wert auf Make-up legte. Das bisschen Geld, das sie verdiente, brachte sie ihren Eltern heim oder gab es bereitwillig ihrer Schwester, die ebenfalls in der Stadt arbeitete. Im Gegensatz zu Mama, die sparsam lebte, gab ihre Schwester ihr Geld oft für die neueste Mode aus – und war am Ende des Monats pleite.

Mama dachte immer schon zuerst an die anderen und nicht an sich selbst; das Wort Egoismus gab es in ihrem Leben nicht. Doch sie brauchte weder modische Kleidung noch Schminke; es war ihre natürliche Schönheit, ihr inneres Strahlen und ihre Herzenswärme, die die Männer wie magisch anzog. Oft ärgerten sich die anderen Mädchen, wenn Mama den ganzen Abend mit dem begehrtesten Mann tanzte. Sie hatten sich extra hübsch gemacht und konnten nicht verstehen, warum ausgerechnet das schlichteste Mädchen die Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch Mama war sich ihrer Ausstrahlung gar nicht richtig bewusst. Sie genoss einfach den schönen Abend, die Gesellschaft der anderen und dieses neue, aufregende Leben, das so viel versprach. Meistens ließ sie sich ohnehin auf keinen der Männer ein. Anders als die anderen Mädchen ließ sie sich niemals von äußerlicher Schönheit beeindrucken – für Mama zählten nur die inneren Werte. Nur wer diese mitbrachte, hatte eine Chance, ihr Herz zu gewinnen. Und wenn sie es einmal verschenkte, dann war das für immer.

Die Zeit mit Paula war die unbeschwerteste in Mamas Leben, von der sie lange zehrte. Sie erzählte immer wieder gerne davon, und jedes Mal begannen ihre Augen zu strahlen. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, und man spürte, dass sie all die schönen Erinnerungen von damals wie einen kostbaren Schatz tief in ihrem Herzen bewahrte. Es war, als trage sie ein nie verlöschendes Licht in sich, das jede Dunkelheit durchbrechen konnte. In solchen Momenten war Mama wieder die junge Frau, die mitten in der Nacht mit den Schuhen in der Hand in ihr Zimmer schleichen wollte – und furchtbar erschrak, als sie plötzlich im Flur ihrer Arbeitgeberin gegenüberstand. Und sie war die Frau, die am frühen Morgen bei strahlendem Sonnenschein mit dem Regenschirm

in der Hand durch die Straßen der Stadt marschierte – weil es am Abend zuvor geregnet hatte und sie erst jetzt auf dem Heimweg war. Als jemand sie fragte, warum sie bei diesem schönen Wetter einen Schirm brauchte, lachte sie nur, in Gedanken noch ganz bei der durchfeierten Nacht. Auch wenn sie todmüde war und wusste, dass sie den ganzen Tag arbeiten musste, es waren genau diese Momente, in denen Mama sich so lebendig fühlte. Alles fühlte sich für sie richtig an, und sie hoffte, dass diese Zeit niemals vergehen würde.

Eine große Liebe



Doch das Schicksal hatte andere Pläne. Mama war 29, als sie merkte, dass sie schwanger war – und mit einem Schlag war die Zeit der Unbeschwertheit vorbei. Obwohl sie von vielen Männern umschwärmt wurde, gehörte ihr Herz schon lange nur einem: meinem Vater. Doch es war eine geheime, verbotene Liebe, denn er war verheiratet – und zudem ihr Arbeitgeber. Mama hätte niemals jemanden absichtlich verletzen wollen; das widersprach völlig ihrem Wesen. Aber gegen diese Liebe war sie machtlos. Als sie als junges Mädchen von dem kleinen Bergdorf in die Stadt kam, um dort zu arbeiten, war alles neu für sie, beängstigend und faszinierend zugleich. Schon bald fühlte sie sich zu ihrem Arbeitgeber hingezogen. Er strahlte Selbstbewusstsein aus und gab Mama Sicherheit, die sie in dieser fremden Welt brauchte. Zudem war er überall geschätzt und beliebt, bekannt durch seine hohe Position beim regionalen Fernsehsender.

Doch es war weder seine Bekanntheit als Person des öffentlichen Lebens noch sein Aussehen – selbst wenn es genug jüngere und attraktivere Verehrer gab. Es war seine Ausstrahlung und sein Charakter, die Mama in ihren Bann zogen. Sie konnte nichts dagegen tun und verliebte sich unsterblich in ihn. Die Liebe, die sie für ihn empfand, war stärker als jede Vernunft. Das sonst so bodenständige und vernünftige Mädchen konnte nicht anders, als sich dieser Liebe voll und ganz hinzugeben, jeden kostbaren Moment davon so intensiv wie möglich zu leben. Er hingegen war es gewohnt, von Frauen umschwärmt zu werden. Er war oft auf Reisen, liebte die Freiheit und genoss die schönen Seiten des Lebens. Sein starker Charakter hatte sich bereits in seiner Kindheit geformt: Obwohl jüdischer Herkunft, wuchs er in einem Umfeld streng katholischer Regeln auf, gegen die er ständig rebellierte.

Er wollte seinen eigenen Weg gehen, entdeckte seine künstlerische Begabung – das Schreiben und die Fotografie. Nur durch seinen Ehrgeiz und sein Talent schaffte er es schließlich bis an die Spitze des Fernsehsenders. Er liebte es, unter Menschen zu sein, und die Menschen schätzten seine Gesellschaft. Er war hilfsbereit und hatte immer ein offenes Ohr für die Sorgen anderer. Seine Schwäche jedoch war, dass er es nicht schaffte, einer Frau treu zu bleiben – vielleicht wollte er es auch gar nicht. Es entsprach einfach nicht seinem Wesen. Trotzdem liebte er seine Familie, und er liebte auch Mama. Ihre Liebe war so groß, dass sie ihm alles verzeihen konnte. Die Jahre, die Mama mit meinem Vater verbrachte, waren die schönsten ihres Lebens. Trotz – oder vielleicht gerade wegen – all der Heimlichkeiten war jeder Moment dieser Liebe so intensiv, dass Mama vor Glück die ganze Welt hätte um-

armen wollen. Sie fühlte sich durch diese Liebe so stark, dass sie keine Angst mehr kannte, vor nichts und niemandem.

Jede Gelegenheit nutzten sie, um Zeit miteinander zu verbringen. Mama begleitete ihn auf Geschäftsreisen oder sie machten gemeinsame Ausflüge. Sie übernachteten in teuren Hotels und speisten in schicken Restaurants. Mama fühlte sich wie im Märchen, so sehr stand es im Gegensatz zu dem Leben, das sie bisher gekannt hatte. Doch sie besaß schon immer eine natürliche Intelligenz und Anpassungsfähigkeit, die es ihr ermöglichte, in allen Kreisen als Gesprächspartnerin geschätzt zu werden. Ihre Natürlichkeit, Herzlichkeit und Offenheit ließen sie überall gut ankommen, sie wirkte nie fehl am Platz. Aber es ging Mama nie um den Luxus oder die glamourösen Orte. Was für sie wirklich zählte, war jede einzelne Minute, die sie mit dem Mann verbringen konnte, den sie mit jeder Faser ihres Seins liebte. Für sie hätte auch eine schäbige Hütte gereicht – Hauptsache, sie waren zusammen. Bei ihm konnte Mama ganz sie selbst sein, mit all ihren Schwächen – in der Gewissheit, dass er trotzdem für sie da sein würde.

Obwohl sie panische Angst vor tiefem Wasser hatte, setzte sie sich zu ihm ins Ruderboot, und sie fuhren über den See. Mama klammerte sich ans Boot, wagte es kaum, ins Wasser zu schauen, doch ihr Gesicht strahlte vor Lebensfreude, und sie lachte über das ganze Gesicht. Ja, sie hätte auch die Weltmeere mit diesem Mann überquert, so geborgen fühlte sie sich bei ihm. Da das Schreiben seine besondere Gabe war, schrieb er ihr in den Zeiten, in denen sie sich nicht sehen konnten, wunderschöne Liebesbriefe. Mama las sie immer wieder und hütete sie wie einen kostbaren Schatz. Seine Worte trugen sie durch die Zeiten der

Einsamkeit – ihr ganzes Leben lang. Immer wenn sie an der Bitterkeit des Lebens zu zerbrechen drohte, holte sie die Briefe aus ihrem Versteck hervor und las sie. Und da war sie wieder, die Süße dieser einzigartigen Liebe, dieses unsterbliche Glücksgefühl in ihrem Herzen. Für einen Moment spürte Mama keinen Kummer und keinen Schmerz mehr, nur die unbändige Lebensfreude einer verliebten jungen Frau.

Als ich bei meinem Einzug die Wohnung entrümpelte, fand ich unter alten Rechnungen Briefe. Doch als ich merkte, dass sie von meinem Vater waren, las ich nicht weiter und brachte sie zusammen mit den Rechnungen zum Altpapier in den Keller. Ich dachte, Mama wüsste nichts mehr von ihrer Existenz, und ich wollte sie nicht anrühren, weil ich meinen Vater hasste. Ich sah in ihm nur den Mann, der schuld daran war, dass ich mich bei jedem Anblick eines liebevollen Vaters, der mit seinen Kindern spielte, abwenden musste, um nicht zu weinen – ein Leben lang. Doch Mama hatte diese Briefe nie vergessen, nicht einmal nach fast 60 Jahren. Sie hatte sie unter den Rechnungen versteckt, damit Oma sie nicht fand und wegwarf. Und in den dunkelsten und hoffnungslosesten Stunden holte sie sie wieder hervor.

Und ich hatte sie ihr genommen. In einem Streit warf sie mir dies vor, weinte und meinte, ich hätte ihr den einzigen Trost geraubt. Ich verteidigte mich und fühlte mich verletzt, denn ich war ein Leben lang an ihrer Seite gewesen – und nicht dieser Mann. Seine Abwesenheit hatte mir oft das Herz gebrochen. Dennoch fühlte ich mich schlecht gegenüber Mama; sie tat mir leid. Es stand mir nicht zu, über diese Liebe zu urteilen oder ihr die kostbare Erinnerung daran zu nehmen. Zu viele Menschen hatten diese Liebe schon verurteilt und verdammt. Doch niemand hat

das Recht, Liebe zu verurteilen, egal wo und wie sie sich zeigt. Liebe hat ihr eigenes Gesetz. Die sieben Jahre mit meinem Vater waren für Mama intensiver als es für die meisten Paare ein ganzes Leben lang je möglich sein kann. Diese Liebe war so tief, dass sie für ihr ganzes Leben ausreichte – auch als er nicht mehr da war.

Und dann kam ich ...



Für Mama brach eine Welt zusammen, als sie erfuhr, dass sie schwanger war. All ihre Hoffnungen und Lebensfreude zerplatzten mit einem Schlag. An ihre Stelle traten Angst und Verzweiflung. Das Schlimmste war, dass es niemanden gab, dem sie sich anvertrauen konnte. Ihre Beziehung war geheim, und sie wusste, dass jeder sie verurteilt hätte. Wie so oft in ihrem Leben war Mama mit ihrem Kummer allein. Sie wusste, dass sie mit diesem Kind hier nicht mehr bleiben konnte, dass sie es allein nicht schaffen würde. Auch wenn da immer die Hoffnung war, er würde sich eines Tages doch für sie allein entscheiden, seine Liebe wäre genau so stark wie ihre, wusste sie wohl doch, dass seine Familie mehr zählte. Und sie wollte diese Familie, für die sie so viele Jahre gearbeitet hatte, ja fast ein Teil davon war, auf keinen Fall zerstören. Mein Vater versprach Mama, ihr so gut zu helfen, wie es ihm möglich war. Er bot ihr auch seine Unterstützung an, falls sie sich entscheiden sollte, das Kind nicht zu bekommen.

Doch in diesem Punkt hatte Mama keine Zweifel. Auch wenn sich ihr ganzes Leben ändern würde, sie wollte dieses Kind

unbedingt auf die Welt bringen. Es war das Ergebnis einer großen Liebe, und deshalb liebte sie es schon jetzt von ganzem Herzen. Eigentlich war sie gerade dabei, ihren Führerschein zu machen. Auch wenn es sich für sie sehr schwierig gestaltete, ließ ihr Ehrgeiz sie nicht aufgeben. Sie freute sich riesig, als sie es schaffte, mit dem Auto eines Freundes eine anspruchsvolle, kurvenreiche Straße zu befahren, auch wenn sie einmal in einer Kurve beinahe geradeaus gefahren wäre. Mama wollte sich ein unabhängiges Leben aufbauen, doch das Schicksal hatte andere Pläne. Als sie bei der Fahrschule anrief und alles absagte, hatte sie bereits ihren Humor zurückgewonnen. Sie meinte, sie brauche keinen Führerschein mehr für den Wagen, mit dem sie in Zukunft unterwegs sein würde. Der Fahrlehrer verstand nicht, und Mama lachte und erklärte, sie rede von einem Kinderwagen.

Nach meiner Geburt verließ Mama die Stadt, in der sie so glücklich gewesen war, und zog mit mir zurück zu ihren Eltern in das kleine Dorf. Es war nicht leicht, ihr gewohntes Leben hinter sich zu lassen, zumal sie wusste, was sie im Dorf erwarten würde: Ablehnung und das Gerede der Menschen. Und auch ihre Familie würde nie akzeptieren können, was geschehen war. Doch ab jetzt zählte nur eines wirklich in ihrem Leben: ihr Kind, das sie über alles liebte. Für dieses kleine Wesen würde sie alles tun und alles ertragen, Hauptsache, sie waren zusammen. Denn es war ein Geschenk der Liebe. Sie klagte nicht, als das Kind nachts nicht schlafen wollte, und lief fast zwei Jahre lang fast jede Nacht mit mir im Arm durch die Wohnung, damit wenigstens die anderen schlafen konnten. Mama begriff, dass Mutter zu sein das größte Glück war, das alles, was sie zuvor erlebt hatte, in den Schatten stellte. Hoherhobenen Hauptes und voller Stolz spazierte sie mit

dem Kinderwagen durch das Dorf, kümmerte sich nicht um das Getuschel und die Bemerkungen. Das war ihr egal.

Niemand wusste, wer der Vater des Kindes war, und alle versuchten, es ihr zu entlocken. Es gab unzählige Spekulationen, und jeder wünschte sich, mit dieser Sensation aufwarten zu können. Doch sie schwieg wie ein Grab. Da war immer noch diese Loyalität gegenüber dem Mann, den sie nie aufgehört hatte zu lieben. Sie wollte auf keinen Fall seinen Ruf ruinieren; er war ein Mann des öffentlichen Lebens. Die Einzige, die Bescheid wusste, war ihre Mutter, meine Oma. Mama hatte es ihr zwar nie gesagt, aber als Mutter wusste sie es einfach. Als ich älter wurde, versuchten die anderen, über mich herauszufinden, wer mein Vater war, besonders die Kinder fragten ständig danach. Ich hätte es ihnen gesagt, wenn ich es gewusst hätte. Doch ich hatte genau so wenig Ahnung wie sie. Ich wusste nur, dass etwas Wesentliches in meinem Leben fehlte und dass mich das zur Außenseiterin machte.

Mama sah meinen Vater nur noch sehr selten. Manchmal kam er vorbei, wenn er in der Nähe war. Oma hasste ihn, und ich hatte Angst vor ihm, weil ich nicht wusste, wer er war. Die Liebe zu mir hatte längst Mamas ganzes Herz in Beschlag genommen, auch wenn sie nie aufhörte, ihn zu lieben. Diese Gefühle waren jedoch in den Hintergrund gerückt. Einmal wollte er sie mit nach Innsbruck nehmen, da er dort beruflich zu tun hatte. Er war extra die Passstraße gefahren, um Mama mitnehmen zu können. Sie war hin- und hergerissen. Sie wollte mich nicht allein bei Oma lassen, denn sie wusste, dass ich sie schrecklich vermissen würde. Doch in ihrem Herzen war sie auch die liebende Frau, die sich so danach sehnte, noch einmal gemeinsame Stunden mit dem Mann

zu verbringen, der ihr so viel bedeutete. Oma nahm ihr die Entscheidung ab und verbot ihr, mitzufahren. Sie meinte, ansonsten würde sie am Ende noch so ein Balg ins Haus bringen. Danach gab es für Mama keine Möglichkeit mehr, ihn zu treffen. Mein Vater wurde schwer krank und starb.

Mama sah ihn nur noch ein letztes Mal im Krankenhaus. Dann verlor sie ihre große Liebe für immer und konnte nur im Verborgenen trauern. In diesen Jahren verlor sie so viel: den Mann, den sie liebte, ihren geliebten Bruder, und ihr Vater war seit seinem Schlaganfall nicht mehr derselbe. Mama respektierte ihre Mutter, aber geliebt hatte sie immer nur ihren Vater. Sie waren sich ähnlich in ihrem sanftmütigen Wesen. Voll Wehmut dachte Mama an die unbeschwerte Zeit mit Paula in der Stadt zurück. Obwohl Paula meine Taufpatin war, sahen sie sich nicht mehr; die Entfernung war zu groß. Das einzige Licht in diesen dunklen Zeiten war ihr Kind, war ich. Dieses Geschenk des Lebens wog all ihren Kummer tausendfach auf. Sie hüllte mich mit all der Liebe ein, die ihr Herz überflutete, wie in einem weichen Nest aus Daunenfedern. Sie wurde zur Bärenmama, die ihr Kleines vor allen Gefahren beschützte und wenn nötig, mit ihrem Leben verteidigte. Und wie eine echte Bärenmama wich sie nicht von meiner Seite. Sie gab mir so viel Wärme und Geborgenheit, dass es alles wettmachte, was mir von anderen Seiten verwehrt wurde. Denn ich war der wertvollste Schatz für sie, ich war die Liebe und das Leben.

Ausgeliefert

November 2022



Der Sachwalter ist da, ebenso die Frau vom Sozialamt und jemand vom Pflegeheim. Mir geht es so schlecht, dass ich mich hinlegen muss. Sie reden auf Mama ein, doch sie hat Mühe zu verstehen, was sie wollen. Im Grunde begreift sie es jedoch. Was sie nicht versteht, ist die Tatsache, dass wir nicht selbst über unsere Bedürfnisse bestimmen können. Aber auch ich unterschätze die Situation. Mama möchte lieber zu Hause bleiben, das verstehe ich von dem Gespräch. Als sie über mich sprechen und sagen, dass ich das alles nicht mehr schaffe, meint Mama, es wäre ihr das Wichtigste, dass ich wieder gesund werde. Dafür wäre sie bereit, auch das mit dem Pflegeheim zu versuchen.

Sie erwähnt auch, dass sie weiß, wie sehr ich sie brauche. Doch dann sind da wieder diese verwirrten Momente, in denen sie glaubt, dass sie zwei Kinder hat und dass es noch andere Menschen in unserem Leben gibt. Mama ist durcheinander und weiß nicht, was sie tun soll. Mir geht es genauso. Der Sachwalter bittet mich, mit ihm zu reden. Ich sitze im Flur auf der alten Holztruhe, die mein Opa angefertigt hat. Mir geht es sehr schlecht, alles dreht sich, ich kann kaum sprechen. Er redet auf mich ein und sagt, ich hätte keine Chance, wenn Mama nicht ins Heim käme; niemand würde mir hier helfen.

Wir wissen beide, dass ich es ohne Hilfe nicht schaffen kann. Und da ist meine Wohnung, die meine Rettung, meine Heilung sein sollte, obwohl ich diesen Schritt eigentlich längst bereue. Doch wie soll ich alles rückgängig machen? Das ganze Geld, das

wir durch die Wohnung verloren haben, lässt mich fühlen, als wäre ich in einer Einbahnstraße. Ich möchte umkehren, weil ich nicht hierhin wollte, aber das ist nicht mehr möglich. Der Sachwalter verspricht, dass genügend Geld auf unserem Konto sein wird, um für ein paar Monate in meiner Wohnung leben zu können und mich zu erholen. Ich könnte Mama jederzeit im Heim besuchen; sie bekäme ein Einzelzimmer, in dem wir ungestört beisammen sein könnten. Mama willigt ein, es zu versuchen. Sie möchte, dass ich die Chance mit der Wohnung nutzen kann. Wir gehen beide davon aus, dass es ein Versuch sein soll, mit der Option einer möglichen Rückkehr.

Als ich die Papiere unterschreibe, die mir der Sachwalter vorlegt, spüre ich, wie eine schwere Last sich auf meine Seele legt, mein Herz zuschnürt und etwas in mir stirbt. Ich kann nicht einmal lesen, was ich unterschreibe, doch ich habe das Gefühl, damit unser Schicksal besiegelt zu haben. Nichts wird mehr so sein, wie es war. Ich habe mich verleiten lassen, auf meinen Verstand zu hören und nicht auf mein Herz. Dieses klagt mich an und sagt mir, dass ich das einzig Wertvolle in meinem Leben gerade verraten und verkauft habe: Mamas Liebe. Als ich bereits in meinem Bett liege, kommt Mama mit dem Rollstuhl an meine Zimmertür. Sie hat es geschafft, sich noch einmal aus ihrem Bett zu erheben, obwohl das für sie sehr schwierig ist.

Sie möchte mir unbedingt etwas sagen, doch sie weint so sehr, dass ich sie nicht verstehe. Bis ich begreife, dass sie vor Freude weint, weil der Sachwalter uns das Geld für meine Wohnung versprochen hat. Mama sagt, wie sehr sie sich darüber freut, dass ich mich dort erholen kann. Ich weiß nicht, was ich denken soll, und muss selbst weinen, denn ich glaube, wir begreifen beide nicht,

was das alles für uns bedeutet. Ich weiß nur, was ich dem Sachwalter gesagt habe: dass mein Glück untrennbar mit dem meiner Mama verbunden ist. Auch wenn es diese schlimmen Momente gibt, in denen ich das Gegenteil denke und ausspreche.

Es ist Mamas letzter Tag zu Hause. Ich frage mich, was ich mit all den Lebensmitteln machen soll, die ich noch für Mama eingekauft habe, in dem Glauben, dass uns noch viel gemeinsame Zeit bleibt. Da sind ihre Lieblings Speisen, nur für sie bestimmt. Ich versuche, noch so viel wie möglich davon zuzubereiten. Spinat und Gnocchi, das mag sie so gern. Doch Mama mag nicht essen, sie kleckert das meiste wieder zurück in die Pfanne, und der Herd ist mit Spinat beschmiert. Es gelingt mir nicht einmal heute, ruhig zu bleiben, oder gerade besonders heute nicht. Ich schimpfe auf Mama ein und sage ihr, es wäre besser, sie wäre nicht mehr da. Ich bin überzeugt von dem, was ich sage. Mama weint und meint, dass auch sie froh sei, von mir wegzukommen. Erst als sich meine Wut lichtet und die Verzweiflung dahinter zum Vorschein kommt, wird mir schmerzhaft bewusst, dass wir wohl nie mehr zusammen essen werden.

Und mir wird klar, was wir füreinander sind, dass wir uns verloren haben. Ich kann nicht aufhören, Mama dafür verantwortlich zu machen, dass nichts mehr so ist, wie es war. Es fällt mir schwer zu akzeptieren, dass sie machtlos ist gegenüber dieser Zerstörung unserer Selbst, denn sie war nie machtlos. Meine Wut, meine Verzweiflung waren immer nur ein Aufschrei meiner Seele nach Normalität, nach dem Recht, ich zu sein und in Mama Mama zu sehen. Es war Ausdruck meiner Sehnsucht, mit dem Menschen, den ich so sehr liebe und brauche, zusammen zu wohnen, zu essen und zu reden, auch mal zu streiten und dann

darüber zu lachen – einfach als die, die wir füreinander sind. So wie es immer war und für immer sein sollte.

Wir waren überzeugt, wir würden diesen Weg zusammen schaffen, bis zum Ende. Und ich kann nicht begreifen, wo wir uns unterwegs verloren haben. Als ich abends, wie immer, in ihr Zimmer gehe, mich auf die Bettkante setze und wir zusammen Schokolade essen, kann und will ich nicht glauben, dass dies unser letztes Mal ist. Doch die gepackten Taschen hinter der Tür klagen mich an. Es ist, als wäre eine Waffe auf mich gerichtet, und ich weiß, dass irgendwann der Schuss fallen und mein Herz zerreißen wird. Jedes Mal, wenn ich an der Tür vorbeikomme, schaue ich zu Mama, wie immer ist die Tür offen, der Schein ihrer Nachttischlampe erhellt den Flur. Mama liegt ruhig im Bett und freut sich, wenn ich zu ihr komme, so wie immer. Mein Herz schreit vor Schmerz, wenn ich mir vorstelle, die Tür ist geschlossen, kein Lichtstrahl mehr, nur Stille und Leere, wo Mama ein Leben lang war. Es ist genauso unvorstellbar, als würde man die Sonne aus dem Universum nehmen.

Und dann sind da ständig diese Momente, in denen Mama nicht begreift, um wen und was es hier geht, wo sie in ihre fiktive Welt eintaucht und glaubt, uns würde all das nicht betreffen. Ich flüchte aus ihrem Zimmer, weil ich das alles nicht mehr ertragen kann, weil ich sie aufrütteln möchte, damit sie mir hilft, aus dieser schlimmen Situation einen Ausweg zu finden, und mich nicht allein lässt in der Realität, ausgesperrt aus ihrer Traumwelt. Mamas absolute Zuversicht war ein Leben lang mein Anker in jedem Sturm, doch jetzt tut es so furchtbar weh zu sehen, dass diese Zuversicht immer noch da ist, wir aber trotzdem kentern werden. Der Sturm ist zu stark, und ich habe es nicht geschafft, uns

Dieses Buch soll ein Appell sein,
vermeintliche Macht nicht zu missbrauchen,
um sozial Schwächere zu unterdrücken,
sondern ihnen stattdessen eine wohlwollende Hand zu reichen.
Liebe ist die größte Macht!

Sabine Gufler

Danksagung

Ich danke Timm Harder, Pfarrer der Evangelischen Gemeinde Meran. Er hat mir als einziger bei der Idee-Entstehung dieses Buches sehr geholfen und mich in meinem Leid gesehen und verstanden. Danke auch an Sybille Zöschg vom Sozialsprengel Meran und Dr. Agnes Zöggeler für all die Hilfe in schwerer Zeit. Ein Dank geht auch an Anton Fischnaller, der mit mir zusammen die vielen Hürden bei der Buchveröffentlichung gemeistert hat. In den Dank schließe ich auch die Verlagsmitarbeiter, die Lektorin Ulrike Stubenruß, Waltraud Holzner für ihren oft unmittelbaren Einsatz, den Grafiker Elias Kröss und alle wohlwollenden Sponsoren ein.

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>

1. Auflage 2026

© Athesia Buch GmbH, Bozen

Weinbergweg 7

I-39100 Bozen

buchverlag@athesia.it

Projektleitung: Anton Fischnaller

Lektorat: Ulrike Stubenruß

Fotos: Sabine Gufler

Design, Layout & Bildbearbeitung: Elias Kröss

Druck: LegoDigit S.r.l., Lavis

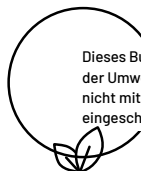
Gesamtkatalog unter

www.athesia-tappeiner.com

ISBN 978-88-6839-868-2

LegoDigit

Dieses Buch wurde
der Umwelt zuliebe
nicht mit einer Schutzfolie
eingeschweißt.



Eine bewegende Geschichte über den schmerzhaften Kampf gegen die Diagnose Demenz, Schuldgefühle und die Gewissheit, dass Liebe stärker ist als alles andere.

Sabine Gufler hat es nie leicht gehabt im Leben.

Als uneheliches Kind litt sie unter der Verachtung in der Familie ihrer Mutter und des Dorfpfarrers; später quälten sie schier unerträgliche Migräneanfälle. Die ohne Vater und in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsene Autorin erinnert sich an eine düstere, von Demütigungen und Zurücksetzungen geprägte Kindheit, an die grausamen, sie erniedrigenden Moraldemonstrationen vieler ehrenhafter Menschen und an trostlose Stunden der Einsamkeit.

Halt findet sie einzig in der tiefen Liebe und innigen Verbundenheit zu ihrer Mutter. Aus Angst vor dem Verlust dieser Liebe, schafft sie unbewusst Distanz. Als die Mutter an Demenz erkrankt, ist die Tochter überfordert und gerät in einen Strudel aus Wut und Verzweiflung. Sie erkennt nicht, dass die Krankheit – und nicht ihre Mutter – der eigentliche Feind ist. Als sie schließlich nicht verhindern kann, dass die Mutter ins Pflegeheim kommt, plagen sie tiefe Schuldgefühle. Doch die Situation spitzt sich weiter zu ...

